

neues deutschland Montag, 27. Mai 2019



Mosekunds Montag
Von Wolfgang Hübner

In der Zeitung hatte Herr Mosekund von Demonstrationen gelesen, die das Ziel hatten, gefährdete Wochentage zu retten. Der Freitag hatte seiner Lektüre zufolge bereits ausreichend Fürsprecher, also beschloss Herr Mosekund, sich dem Sonntag zuzuwenden. Er bastelte ein Plakat mit der Aufschrift »Sundays for Future« und begab sich sonntags damit in den Biergarten. Dort tummelten sich bei prächtigem Wetter Unmengen von Menschen, manche lasen sogar sein Plakat und zeigten Anzeichen positiver Anteilnahme. Sehr gut, dachte Herr Mosekund, dann wende ich mich dem Montag zu. Mit dem Plakat »Mondays for Future« ging er zu Wochenbeginn erneut in den Biergarten. Dort hing das Schild »Heute Ruhetag« am Ausschank, und weil über Nacht ein Wetterumschwung stattgefunden hatte, demonstrierte Herr Mosekund mutterseelenallein eine geschlagene Stunde in strömendem Regen. Völlig durchnässt schleppte er sich nach Hause, nahm ein Erkältungsbad und notierte in sein Tagebuch: »Der Montag wird ein harter Brocken.«

»Sibylle« Mode in der DDR

Im Berliner Willy-Brandt-Haus wird am 6. Juni eine Ausstellung über die legendäre DDR-Mode- und Kulturzeitschrift »Sibylle« eröffnet. Im Mittelpunkt stehen 13 Fotografinnen und Fotografen, die den Stil des Magazins entscheidend mitprägten, kündigte der Freundeskreis Willy-Brandt-Haus in Berlin an. Mehr als 200 Werke zeigten die Entwicklung der »Sibylle« und der Modefotografie in der DDR, hieß es.

Zu sehen sind Aufnahmen unter anderem von Arno Fischer, Sibylle Bergemann, Ute Mahler, Sven Marquardt, Roger Melis, Günter Rössler und Ulrich Wüst. Die »Sibylle« sei »40 Seiten Mode, 40 Seiten Kultur« gewesen, betonte die Fotografin Ute Mahler: »Es ging um Stil, Geschmack und die Ermutigung zur Individualität.« epd/nd

Vor 80 Jahren starb der österreichische Schriftsteller Joseph Roth. Der Band »Pariser Nächte« lädt zu einer Spurenlese ein Die Kneipe als Heimat



Joseph Roth in Paris, um 1925

Foto: dpa/Imagno/Austrian Archives

Von Ewart Reder

Er kam nach Paris am 16. Mai um sieben Uhr morgens«, heißt es in Josephs Roths erstem in Paris geschriebenen Roman »Die Flucht ohne Ende«. Der Held des Romans steigt aus dem Nachtzug Berlin-Paris. »Er hatte den Sonnenaufgang gesehen. Über einer Landschaft aus dunklem Grün, in der sich gewöhnliche Laubwälder wie Zypressenhaine ausnahmen, rollte, wie mit der Zeitlupe aufgenommen, ein glühender Ball empor und verblasste zusehends.« Den Sonnenball kann der TGV-Reisende heute noch identifizieren. Alles andere wird von dem 320-km/h-Reisetempo zu einer einfarbigen Suppe ohne Zypressengeschmack püriert.

Der 16. Mai 1925 könnte der Tag sein, an dem der Österreicher Roth seine Schicksalsstadt zum ersten Mal sah. Überwältigt schrieb er dem Chef bei der »Frankfurter Zeitung«, jenem Benno Reifenberg, der eine bewegte Autorenbiografie soeben in die entscheidende Richtung geknickt hatte. Sechs Jahre zuvor hatte ein Wiener Redaktionsleiter Roth vom Lyriker zum Journalisten umgeschult. Jetzt wollte er alles hinschmeißen, bei der »FZ« kündigen, nie mehr für Zeitungen schreiben, nur noch Romancier sein, und zwar in Paris. Seine Romane fingen an, ihn noch bekannter zu machen als die Feuilletons.

Da schlug Reifenberg vor, er solle aus Paris für die Zeitung berichten. So könne er sein Werk finanziell absichern. Und so kam es. Für die Literatur wurde daraus ein doppelter Gipfelsturm: In Paris gelangen Joseph Roth etliche Reportagen und einzelne Romane, die zum Besten gehören, was je gedruckt wurde. Verlage wissen das und legen neu auf, aktuell C.H. Beck den Band »Pariser Nächte«. Er enthält frühe und späte Paris-Feuilletons so-

wie Briefe, einiges nach neu gelesenen Handschriften. Vereinzelt zum ersten Mal gedruckt. Ein Rausch erfasst das lesende Hirnareal, versprochen. Ihm wird ein Kater im Empathiezentrum folgen: Die Agonie des geflüchteten Autors im Paris der 30er Jahre, einer Stadt, die ihr Beuteschicksal nicht ahnen will, dringt aus dem Subtext wie ein Geschwür in die Kernaussagen der Texte vor.

Aber erst mal rauscht es. »In allen Gärten spielen Kinder. Das Betreten der Rasen ist in einem Maße erlaubt, das den deutschen Besuchern beinahe schon sündhaft vorkommt.« Der Plural von »Rasen«, das Steigern von »erlaubt« – hier zieht eine glückliche Feder ihre Bahn. »Das Kind in Paris« verspricht mit den ersten zwei Sätzen, ein Spaß zu werden. Und wird ein Manifest obendrein. »Spartanische Grundsätze in der Kindererziehung liebt der Franzose nicht anzuwenden.« Der Satzbau liefert die Genauigkeit. Auf Beobachtungen gestützt schwärmt Roth von der »hegenden Nachgiebigkeit der Erzieher« und propagiert, indem er nicht »Eltern« sagt, die Gesellschaftlichkeit von Erziehung. »Wie man eine Revolution feiert«, ein Artikel zum 14. Juli, wagt die Behauptung, dass Kinder in Paris vom lautesten aller Feuerwerke an die Revolution für immer lieben.

Stimmt das alles noch? Ich gehe in den Jardin du Luxembourg, dessen Rasenflächen Roth meint. Er will nur nicht Rilkes Furche ziehen, ein Karussell soll auch noch vorkommen, also immer »Gärten« und Parks«. Der Herausgeber Jan Bürger erklärt das im Nachwort zu »Pariser Nächte«. Heute betreten hier nur noch Erwachsene eine Rasenfläche, und selten. Und nur, bis eine Ordnungsmacht mahnt. Die Kinder tragen Gelbwesten mit dem Logo »Kipsta« und hasten in Gruppen durch das Grün. »On

cherche des endroits«, erklärt mir ein Achtjähriger angewidert. Wer »Kipsta« ist, weiß er nicht. Man ist eine Schulklasse, gesponsert von einem Sportartikelhersteller. Man sucht zu den Fotos einer laminierten Lehtafel passende Orte. Frankreich lernt, ohne Zweifel, aber nicht mehr von der Freiheit.

Eher noch von der Liebe. Überall küssen sich die Jungen, halten die Älteren Händchen. So sah es schon Roth und fand Teilzahlungen für die Liebe auch sehenswert, wie im Moulin Rouge. Doppelbödig spricht er von »der Treppe, die zum Paradies

Kneipen sind Parlamente des Alltags. Wer sich fragt, wie aus dem Wiener Caféhausliteratur der Mystiker der Exiljahre wurde, findet da bereits den Faden.

hinunter führt, mit glatten Sünden gepflastert ist, aber auch mit einem Geländer versehen«. Im Heine-Parlando geht das weiter, der doppelte Sinn wird dabei scholastisch genau mitgelesen: Hier gehen Existenzen verloren. Wer sich fragt, wie aus dem Wiener Caféhausliteratur der Mystiker der Exiljahre wurde, findet da bereits den Faden. Kneipen sind Parlamente des Alltags, Bedürfnisanstalten, ja. Aber sie töten auch, keiner weiß das besser als der Selbstmörder auf Raten, den Stefan Zweig in seinem alkoholkranken Freund zuletzt sah.

Die Kneipe der Wahl, das integrierte Pariser Wohn- und Arbeitszimmer war für Roth das Café Tournon in der gleichnamigen Straße, am Haupteingang des Jardin du Luxem-

bourg. Hier wohnte er die letzten neun Jahre. Erst guckte er vom Café auf sein geliebtes Hotel Foyot, zuletzt auf dessen Abriss wegen Bau-fälligkeit. Dann logierte er in einer Kammer oberhalb des Cafés. Warum hieß es damals »Bistrot de la Poste«?, frage ich. Weil der Nachbar ein Postamt war, erklärt mir Stephane Pesnel, Joseph-Roth-Experte an der Sorbonne. Die Wirtin verwahrte Roths aktuelles Manuskript neben der Registrierkasse, wie ein Messbuch, das sie zur Arbeit an den verehrten Diener des Wortes ausgab. Den Schreibmühen des Tages folgten in drei Schichten Besucher, die Roth des Nachts im Tournon empfing.

Er war zeitweilig eine Berühmtheit in Paris. In den Erfolgsjahren ließ ein Hotelier ihn umsonst wohnen, es war ihm eine Ehre. Deutsche Zeitungen machten schmutzige Angebote, um ihn zu kriegen. Man reibt sich die Augen: Ein Feuilletonist trat auf wie heute ein Popstar, extravagante Klammotten inbegriffen, die keiner so lässig trug wie Roth.

Die »Frankfurter Zeitung« machte allerdings Ärger, lehnte Texte von ihm ab, aus Rücksicht auf konservative Leser.

Dabei verfolgte Roth sozialistische Tendenzen nur im »Vorwärts«, für den er gleichzeitig schrieb. Aber auch ein humanistischer Unterton kann verstimmen. Im Streit mit Benno Reifenberg, Kabinettsstück der »Pariser Nächte«, zieht der Gekränkte alle Register, trumpft auf – und nennt sich im nächsten Satz »einen seiner bescheidensten aber gewissenhaftesten Journalisten. Eine Zeitung hat vor Allem Journalisten nötig«, schimpft er auf eingepackte »Dichter« und definiert das Schreiben für den Tag so, wie jeder seiner Texte es vormacht. Trotzdem wird 1926 ausgerechnet Friedrich Sieb-

urg fester Paris-Korrespondent: das, was Roth werden wollte. Die Enttäuschung ist einer der längsten Nägel in seinem Sarg.

Roth geht für die »FZ« auf Reisen, bleibt aber, soweit überhaupt sesshaft, Pariser oder, wie er es nennen wird, Bürger der »Republik Tournon«. Einen Umzug sechs Straßen weiter macht er 1936 mit Irmgard Keun, einer großen Liebe, zugleich der Meisterschülerin. Sie bekommt von Roth den Schliff für »Nach Mitternacht«. Dieser Roman wird Hitler tiefer treffen als die meisten Niederlagen, die ihn erwarten. Mit Roth bezieht Keun ein Zimmer des Hotels Dinard in der Rue Cassette, in der auch Rilke wohnte. Vier Monate hat sie dort mit dem unwiderstehlichen Liebhaber, für sie zugleich »der beste und lebendigste Hasser« unter den Exilierten.

Ich folge der Rue de Vaugirard bis zum Armenhospital Necker, wo Roth am 27. Mai 1939 nach einer Formulierung Walter Mehrings »am Delirium tremens zu Gott eingeht«, mit 44 Jahren. Ich besuche auch die Kirche Ste-Marie des Batignolles, in deren Sakristei der Held aus der »Legende vom Heiligen Trinker« auf gleiche Art stirbt. Schauplatz der letzten Erzählung ist eine Kirche, die Roth zu Fuß schon lange nicht mehr erreicht – warum? Stéphane Pesnel mutmaßt: Weil es vom Café Tournon zum Stadtteil Batignolles eine direkte Buslinie gab und gibt. Was hieß, dass ein Grundsatz Roths am Ende seines Lebens ins Wanken geraten wäre: nie öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Was wiederum angesichts der Wandlungsfähigkeit des Sprach- und Meinungsjongleurs möglich ist.

Der Weg zu Roths Grab überfordert auch den härtesten Parisflaneur. Metro und Straßenbahn fahren hin. In Thiais, vor den Toren der Stadt, hat das Département Seine dem seelenreichen Nachbarort einen Acker verkauft. Hier liegt Joseph Roth, als »écrivain autrichien / mort à Paris en exil«. Eine einzelne Zypresse beschattet seine Füße. In ehrfürchtigem Abstand umstehen sie lauter gewöhnliche Laubbäume.

Jan Bürger (Hg.): Joseph Roth: Pariser Nächte, Feuilletons und Briefe, C.H. Beck Verlag, 142 Seiten, 16 €

ANZEIGE

Hände weg von Venezuela!

Solidarität mit den progressiven Kräften Lateinamerikas!

Dienstag, 28. Mai 2019
Einlass 18 Uhr, Beginn: 19 Uhr

Vorträge: Carolus Wimmer, Internationaler Sekretär der Kommunistischen Partei Venezuelas (PCV); **Hernando Calvo Ospina**, Journalist und Schriftsteller aus Kolumbien, lebt seit 1986 im franz. Exil; **Orhan Akman** Gewerkschafter (Verdi)

Gesprächsrunde: **Andrej Hunko**, Bundestagsabgeordneter, Die Linke; **Patrik Köbele**, Vorsitzender der DKP; **Gerhard Mertschenk**, Berliner Bündnis »Hände weg von Venezuela«

Musik: **Cecilia Todd**, Sängerin (Venezuela); **Nicolás Miquea**, Liedermacher (Chile/ERD); **Trio Palmera**, lateinamerikanische Musik (Berlin)

Humboldtsaal der Urania, An der Urania 17, 10787 Berlin (U-Bhf. Wittenbergplatz);
Eintrittskarten zum Preis von 5,00 Euro reservieren: jungewelt.de/28-Mai,
telefonisch unter 00 49 (0) 30/53 63 55 37, per E-Mail an nij@jungewelt.de,
in der JW-Ladengalerie, Torstr. 6, 10119 Berlin (Mo.–Do. 12–18 Uhr, Fr. 10–14 Uhr)

organisiert von
junge Welt Melodie & Rhythmus LPJ junge Welt eG